

Massentransport von unfafbarer Wucht und im letzten Grunde doch gerade so unerklart wie das Kreisen der Elektronen um den Atomkern und das Wandern der Chromosomen im Ei. Indes kann kein Zweifel daruber bestehen, daB physikalische Kräfte bei alledem am Werke sind. Somit ziehen wir den Schluß, daB selbsttätige Bewegungen nicht nur im Organischen, sondern auch im Anorganischen in Hülle und Fülle sich ereignen.“

So wird's gemacht. Bei den physikalischen Kräften im vorletzten Satz läßt man das „allein“ aus, das natürlich sofort beanstandet würde und vorher absolut nicht bewiesen wurde. Aber zu dem folgenden „Schluß“ gehört es doch wohl, oder soll man das kleine Wörtchen „selbsttätig“ auch so nebenbei unbesehen mitnehmen? Wir geben ja gern zu, daB die Lebensbewegung nicht so leicht zu fassen ist (vgl. Driesch, Lebensproblem 414). Aber daB irgend ein Denker der Vorzeit die Bewegung einer Windmühle als Lebenszeichen aufgefaßt hätte, ist mir doch nicht bekannt. Natürlich tut das Rinne ebensowenig, aber was soll dann die ganze Aufzählung? Ist sie nur ein harmloses Geplauder?

Den Schluß des Buches haben wir schon gehört: Die zumeist übliche Unterscheidung von Organischem und Anorganischem als zwei grundsätzlich zu trennenden Erscheinungsformen der Natur besteht nach Rinne nicht zu Recht. Einsteins Hinweis auf die Wesensgleichheit von Materie und Energie ermutigt ihn zu der Hoffnung, daB bald ein künstlich hergestelltes Eiweiß „die Energie ... erhält, die es zu einer biologischen Betätigung niederer Art bedarf“. Wir haben nichts dagegen, daB uns eine einwandfreie Urzeugung vorgemacht oder als möglich nachgewiesen wird. Aber dieser Vorstoß von Rinne leistet es nicht. Und zwar auch deshalb nicht, weil die Beispiele auf mineralogischer und biologischer Seite unglücklich gewählt und falsch verstanden sind. Es mag wohl an der Hoffnungslosigkeit des ganzen Problems liegen, wenn man keine besseren auffinden kann. Bei Fachgenossen hat Rinne mit diesem Buch wohl kaum Anklang gefunden.

Der jahrzehntelange Kampf um die feste Form der Kristalle hat manches geklärt, manchen Begriff schärfer gefaßt und manche Einsicht vertieft. Das ist ein Teilbild aus jenem gewaltigen Kampfe um die Wahrheit, den die Wissenschaft führt. Eine solche Zusammenfassung wie die von Brauns ist vielleicht wie nichts anderes geeignet, einem mit dramatischer Unmittelbarkeit vorzuführen, unter welchen Wehen eine gesicherte wissenschaftliche Erkenntnis werden muß.

Jugenderinnerungen

Von Erich Wasmann († 27. Februar 1931).

III.

Von meinem siebten Jahre an hatte mein guter Vater viel von mir zu leiden, nicht als Künstler wie früher, als der fünfjährige Autodidakt ihm sein Bild verpfuschte, sondern als Mensch, weil ich seine Bescheidenheit nicht verstand und sie deshalb mißbrauchte. Und doch hätten wir uns

leicht verstehen können. Denn es waren Anknüpfungspunkte genug vorhanden.

Sogar in der hohen Politik. Als wir 1866 in der Sommerfrische in Schenna waren, hatte gerade der unselige preußisch-österreichische Bruderkrieg begonnen. Ich war im Mai 1859 unter dem Donner der Kanonen von Solferino geboren worden. Deshalb hielt ich es auch beim Soldatenspielen Anno 66 in Schenna immer mit den Österreichern. Als Preußen mußten einige Bauernbuben herhalten, die in unsern Kinderschlachten ganz anders durchgebläut wurden als die Österreicher bei Sadowa-Königgrätz. Mein Vater stand ebenfalls in seinen Gesprächen über den Krieg stets aufseiten der Österreicher, obgleich er Norddeutscher war. Am schlimmsten aber kamen bei uns die Piemontesen weg. Denen gönnten wir beide ihr Custozza und ihr Lissa von Herzen. Besonders empörte es uns, daß sie nach diesen Hieben, die sie von den Österreichern bekommen, sich auf Kosten Österreichs noch etwas als „Schmerzensgeld“ schenken ließen von diesen Preußen. Doch Schwamm darüber! Denn wir leben jetzt ja friedlich mit-sammen und hoffentlich „auf ewig“.

In jenem Sommer blieb mein Vater während der Woche in Meran, um an einem großen Bilde weiterzuarbeiten, das er bald vollendet wünschte. Es war das schöne Altarbild für den Dritten Orden des hl. Franziskus in der Kapuzinerkirche in Meran, das ich später dort oft gesehen habe und das mir sehr gut gefiel. Es wurde 1867 fertig. Vater malte oft mehrere Jahre an einem Bilde. Samstagabend kam er immer zu uns nach Schenna hinauf und blieb dann den Sonntag über bei uns. Das war ein Freudentag! Mutter mit Elisabeth an dem einen und mir an dem andern Arm ging Samstags vor dem Abendessen dem Vater entgegen nach Obermais zu. Wer ihn zuerst sah, war der Glückseligste. O holde, unschuldige Kinderzeit!

Auch in der Kurparkpolitik von Meran waren Vater und ich eines Sinnes. Zu sagen hatten wir allerdings dabei eigentlich nichts. Aber wir taten es doch, wie das unsere Wasmannsche „erbliche Belastung“ so mit sich brachte. Besonders erfreut waren wir lange Zeit über das folgende mörderische Ereignis, bei dem wir jedoch keineswegs die Rolle von Mit-tätern spielten.

Als ich etwa sieben Jahre alt war, hatte die Kurverwaltung von Meran auf den „Anlagen“ an der Passer unterhalb der Stelle, wo der damalige „steinerne Steg“ nahe bei der Zenoburg über die Passer führte, in einem Rondell einige Mitglieder des griechischen Olymps als Statuen aufgestellt, die an hochgradiger Kleiderarmut litten. Man wollte damit dem modernen Geschmack eines gewissen Kurpublikums entgegenkommen. Täglich gingen die Schulkinder, die von Obermais nach Meran in die Schule mußten, über den steinernen Steg und blieben dann vor den Statuen stehen, um sie als Aktstudien zu betrachten. Das tat aber ihrem sittlichen Empfinden nicht gut. Zumal ein Tiroler Bauernkind nicht gewöhnt ist, nackte Statuen als „bloße Kunstfiguren“ à la Brentano zu taxieren. Die Eltern verschiedener Kinder merkten das bald an ihrem Benehmen, und es wurde beschlossen, im Notfall den Übelstand nach guter alter Tiroler Sitte durch

Selbsthilfe zu beheben. Keine offizielle Eingabe an die „hohe Kurverwaltung“, kein Versuch, bei Nacht und Nebel die Statuen von ihren Sockeln einfach in die reißende Passer zu stürzen, wo sie in tausend Scherben gegangen wären. Nachher hätte man ja sagen können: Das haben „wir“ nicht getan — und es wäre vielleicht schwer gewesen, die Täter herauszufinden. Nein, das war ihnen zu einfach. Und vielleicht auch zu diplomatisch. Eines schönen Mittags zwischen 11 und 12 Uhr kam der Bauer Ganthaler mit einigen seiner Knechte ganz gemütlich von Obermais her über den steinernen Steg, als die Anlagen von zahlreichen Kurgästen belebt waren. Sie trugen Steinhämmer auf der Achsel. Die Kurgäste meinten wahrscheinlich, die Bauern wollten am Rande der Passer Steine klopfen gehen. Und sie hatten sich nicht getäuscht. Ganthaler und Genossen stellten sich in aller Ruhe, ohne ein Wort zu sagen, um die kleiderarmen Statuen herum und begannen, sie mit mächtigen Hammerschlägen zu zerkleinern. So ruhig und geschäftsmäßig, als ob sie von der Kurverwaltung dafür gut bezahlt wären. Die herumstehenden Kurgäste sperrten zwar Augen und Mund weit auf ob dieser Barbarei. Aber sie wagten keinen Widerspruch. Das war auch das Klügste, was sie tun konnten. Sonst wären am Ende ihre Köpfe mit denen einer Venus oder eines Apollo unangenehm verwechselt worden. Als die Bauern mit dem Steinklopfen fertig waren, nahmen sie ihre schweren Hämmer wieder über die Achsel und zogen ab. Ebenso wortkarg wie sie gekommen waren.

Sofort wurde natürlich wegen dieses „Statuenmordes“ gerichtliche Anzeige durch die Kurverwaltung erstattet. Und Ganthaler mußte einige Wochen nach Bozen, um dort zu „brummen“. Aber die Meraner Kurverwaltung hatte doch vorläufig die Lust verloren, derartige Statuen auf den Anlagen wieder aufzustellen. Wenigstens bis zum Jahre 1875, wo ich Meran verließ, erschienen sie nicht mehr. Die hammerfeste, allerdings um das Eigentumsrecht zu wenig bekümmerte Bauernlogik der vollendeten Tatsachen hatte das besser zustande gebracht als hundert Zeitungsartikel gegen die „skandalösen Nuditäten“.

Mein Vater und ich hatten herzliche Freude an diesem Statuenmord. Er führte mich später noch öfters an die Stelle der Mordtat am steinernen Steg und erzählte sie wieder, obwohl ich sie längst schon wußte. Ich glaube sogar selber aus der Ferne damals zugesehen zu haben, aber ohne die Bedeutung dieser wie auf Bestellung erfolgenden Steinklopferei sofort zu begreifen.

Als der biedere Ganthaler aus dem Gefängnis von Bozen zurückkam, machte mein Vater sich eine Ehre daraus, den „Statuenmörder“ mit seinem Steinhammer auf dem Rücken zu porträtieren. Ich sah das Bild später oft noch mit Vergnügen an; es war aber nur eine schöne Zeichnung ohne Farben. Wo das eigentliche Bild hingekommen ist, weiß ich nicht.

Als der Ganthaler einige Jahre später mit andern Tirolern in Rom eine Audienz beim Heiligen Vater Pius IX. hatte, bezeugte dieser ihm seine Huld, als er von der Geschichte hörte. Aber er soll doch zu einem ihn begleitenden Monsignore ganz still gesagt haben: „Dio mio, laß mir den nur nicht in mein vatikanisches Museum! Sonst schlägt er mir alles kurz

und klein!“ — Für die Echtheit dieser Anekdote vermag ich mich allerdings nicht zu verbürgen.

Alles Unnatürliche, Gesuchte, Geschmückte, verlogen Gefärbte oder verlogen Parfümierte war für den naturtreuen Künstlersinn meines Vaters ein Greuel. Nicht bloß auf gemalten, sondern auch auf lebenden Bildern. Deshalb wurden auch gewisse Modetorheiten der modernen Damen und Herren, die auf den Meraner Kuranlagen lustwandelten, oft genug zum Gegenstand unseres humoristischen Spottes. Insbesondere galt dies von einer leider zahlreich genug vertretenen Sorte von Halbweltdamen, die durch impertinente Kleidung wie durch ebenso impertinente Gerüche die Aufmerksamkeit der reichen und doch armen Adamssöhne auf sich zu locken suchten. Wenn wir, Vater, Mutter und ich — Elisabeth war im Pensionat zu Thurnfeld —, Ende der sechziger und Anfang der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts abends auf den Kuranlagen an der Passer spazieren gingen — und das war namentlich Anfang Juni berauschend schön, wenn die mächtigen Robinien ihre weißen, gelben oder blauen Blütendolden mit ihrem süßen Dufte in die von der Abendsonne goldig durchleuchtete Luft herabsenkten — dann schwirrten oder schwebten oft genug solche Talmidamen an uns vorüber. „Brr!“ sagte mein Vater dann gewöhnlich und wandte den Kopf ostentativ ab. So laut und so ostentativ, daß nicht bloß die lächelnde Mama ihm einen zarten Rippenwink gab, sondern auch der „kluge“ zehnjährige Erich nicht selten sagte: „Aber Papa, nicht so laut! Die hört es ja und sieht sich um nach uns.“ Diese Ermahnung fruchtete aber nicht viel. Der Papa besserte sich hierin nicht. Im Gegenteil. Er steckte seinen Sohn an mit der Neigung, bei solcher Gelegenheit irgend einen Witz über die Vorübergehenden zu machen.

Während im Frühjahr die Aurorafalter und die bei Meran besonders schönen und zahlreichen Schwalbenschwänze und Segelfalter, sowie auch die herrlichen Tagpfauenaugen und die vornehmen Trauermäntel mit ihren schwarzsamtenen gelb oder weiß geränderten Flügeln meine „Ideale“ waren, hatte ich im Sommer wieder andere Schmetterlingsideale, die mich fesselten. Es liegt ja in der flatterhaften Natur dieser Klasse von Idealen, daß sie je nach der Saison wechseln. In Partschins in der Sommerfrische, wo es viele schöne Schmetterlinge gab, waren von Ende Juni, dem Beginn der Gymnasialferien, bis Mitte Juli zuerst die herrlichen Apollofalter mit ihren leuchtend roten großen Augen auf weißem Flügelgrunde mein Ideal, dem ich herzklopfend auf den grünen Alpenwiesen nachjagte. Und die großen Kaisermäntel auf den Brombeerblüten, mit ihrer perlmutterfarbenen Unterseite verachtete ich auch nicht. Besonders schätzte ich aber eine sehr seltene, auf einige Täler in Südtirol und Wallis beschränkte Eulenart, ein kleines rotes Ordensband. Sie schliefen bei Tage auf den schrägen Unterseiten großer Steinblöcke in dem teilweise trockenen Bette des Zielbaches, der in zwei hohen Wasserfällen oberhalb von Partschins von der Zielspitze herabstürzt. Um diese Ordensbänder zu fangen, mußte ich mit Lebensgefahr von einem der großen Steinblöcke zum andern springen. Dabei durfte man nicht einmal auf den Felsblock direkt sehen, auf

den es überzuspringen galt, sondern man mußte den fliegenden Schmetterling im Auge behalten, um sich die Stelle zu merken, wo er sich wieder setzte, sonst war die ganze Mühe vergeblich. Denn es war unmöglich, das Ordensband, wenn es ruhte und seine roten Unterflügel unter die grauen Oberflügel gesteckt hatte, auf dem großen Felsblock zu finden. Aber was wagt die tollkühne Jugend nicht alles für ein „Ideal“, das sie mit Leidenschaft verfolgt!

Von Mitte Juli bis Anfang September wechselten meine Schmetterlingsideale abermals. Da erschwang ich mich sogar zu militärischen Idealen auf diesem schönen Gebiete. Und da folgten wieder zwei verschiedene Ideale aufeinander. Erst kam der schwarz-weiß-rote „Admiral“. Und dann die durch ihre feurigen Farben ganz tropisch anmutende „Spanische Fahne“, bei der die Vorderflügel glänzend samtgrün mit gelben Binden, die Hinterflügel blendend rot sind. Dieser bei Tag fliegende Bärenspinner, auch „Russischer Bär“ genannt, berauschte sich gern in der Sonnenhitze des Augusts auf den hohen Blätterbüschen des Baldrians und war bei Partschins nicht selten. Mein Vater fand diesen Schmetterling ebenfalls wunderbar schön. Daß bald eine andere „spanische Fahne“, nämlich die des Helden von Loyola, mein dauerndes Lebensideal werden sollte, das ahnte ich damals nur dunkel. Dieses Ideal hoffe ich niemals zu wechseln. Dafür ist es ja auch kein Schmetterlingsideal, sondern ein Berufsideal. Meinen Geschmack bezüglich dieser zweiten „spanischen Fahne“ teilte übrigens mein Vater ebenfalls. Er wäre ihr gar zu gerne gefolgt, wenn nicht Gottes Wille es ihm anders beschieden hätte.

Für die schlanken, blitzschnellen Abendschwärmer war ich das ganze Jahr hindurch begeistert. Nur für die Windenschwärmer nicht. Denn die waren ja zu gemein. Damals wußte ich nämlich noch nicht, daß Gemeinheit bei Schmetterlingen etwas viel ehrenwerteres ist als bei Menschen. Denn die zoologische Gemeinheit ist biologischer Achtungserfolg, den die betreffende Art im Kampf ums Dasein sich ehrlich errungen hat. Also die Windenschwärmer verachtete ich damals. Aber im Frühjahr taten es mir die Ligusterschwärmer durch ihre schönen Hinterflügel an. Als ich einmal einen, der über einem duftenden Geißblattkelche schwebte, mit dem Netze fangen wollte, stürzte sich in demselben Augenblick eine Fledermaus auf ihn, in derselben Absicht wie ich. Da waren sie beide im Netze. Die um ihren Abendbraten geprellte Fledermaus ließ ich wieder fliegen. Im Sommer wimmelt es in Partschins von den schönsten Schwärmern über den in der Abenddämmerung glühenden Verbenen des Gräflich Schneebergischen Schloßgartens. Da fing ich sogar einmal eine nordamerikanische *Deilephila lineata*, die aber wohl niemals die Neue Welt gesehen hatte. Den Abschluß meiner alljährlichen Schwärmerideale bildete, wenn wir im Herbst wieder in Meran waren, der Totenkopfschwärmer. Als ich den ersten fing und eben vorsichtig aus dem Netze nehmen wollte, begann er plötzlich wie ein Mäuschen zu pfeifen. Im ersten Augenblick erschrak ich. Da ich aber für Mystik schwach veranlagt bin, half ihm sein Pfeifen nicht lange. Er mußte dran glauben und an sich selber das Schicksal er-

fahren, das er durch seinen schönen gelben Totenkopf auf dem Rücken den abergläubischen Menschen prophezeien wollte.

Aber vor, nach und neben den Schmetterlingsidealen hat es überhaupt für mich in meiner Jugend noch eine ganze, lange Reihe anderer Ideale gegeben, die ich zum Frommen der vergleichenden Psychologie hier chronologisch zusammenstellen will. Zuerst — soweit ich mich zurückerinnern kann in meine früheste Kinderzeit — schwärmte der kleine Erich — abgesehen von seiner schwärmerischen Liebe zur Mama — nur für bunte Bohnen oder „Fisolen“, wie sie in Tirol heißen. Einmal, als er noch ganz klein war, ging er ob dieses Ideals beinahe verloren. Man wollte schon den großen Teich neben dem Bauernhause ablassen, in dem wir damals oberhalb von Partschins in der Sommerfrische wohnten, um meine Leiche zu suchen. Ich war nämlich spurlos verschwunden. Da kam plötzlich jemand auf den Einfall, oben auf dem Speicher des Hauses nachzusehen, wo die Bohnenschoten haufenweise aufgeschichtet lagen. Richtig, da saß der kleine dreijährige Erich buchstäblich „totus in illis“. Aber nicht etwa, um an ihnen die Mendelschen Gesetze zu studieren, die gerade zu derselben Zeit von dem berühmten Augustinerpropst Gregor Mendel zu Brünn an bunten Bohnen und Erbsen entdeckt wurden. Sondern er öffnete nur eine Schote nach der andern und sortierte die schönen weißen, roten, braunen, schwarzen und gefleckten Bohnen sorgfältig nach ihrer Farbe. Das habe ich nicht selber im Gedächtnis behalten, weil es in seinen Folgen zu wenig schmerzbetont war. Meine liebe Mutter hat es mir erzählt, denn in ihrem Herzen war es stark angstbetont.

Ideale sollen, wenngleich sie über das Leben hinausragen, doch stets Fühlung mit ihm bewahren. So dachte auch der vierjährige Erich. Denn sein chronologisch zweites Ideal waren Hosenknöpfe. Das war zur Zeit, als er die ersten Höschen bekam. Da legte er sich eine ganze Sammlung von Hosenknöpfen an. Und zwar auf ehrliche Weise. Ja, er lernte damals auch nähen bei der Tochter der Frau Millinger, unserer Hausbesitzerin, um die entsprungenen Knöpfe seines Höschens wieder an den gehörigen Platz bringen zu können. Hierauf begann er für Hahnenfedern zu schwärmen. Als nämlich zu dem Höschen auch die entsprechende Kopfbedeckung sich gesellte, die nach Tiroler Art eines Schmuckes bedurfte. Wie ein Tiroler Kaiserjäger hätte ich gar zu gern ausgesehen. Ich stahl deshalb regelmäßig auf einem benachbarten Hühnerhof am Rennweg Federn, wobei ich beinahe einmal für einen schon lange vergeblich gesuchten Eierdieb gehalten und durchgeprügelt worden wäre. Vielleicht hielt man mich sogar für einen verkappten Iltis. Denn selbst „angehende“ Jesuiten sollen ja alle möglichen und unmöglichen Gestalten annehmen können. Dann wurden mein Ideal bunte Steine, deren es in der Passer und in der Naif sehr schöne gab. Da waren Jaspisarten von allen Farben, die fast an die Tore des himmlischen Jerusalems erinnerten. Auch hellgrüne, durchsichtige Chrysoprase waren darunter, aber kein violetter Amethyst wie im Siegelring meiner Mutter. Dagegen wohl dunkelrote Granaten und sogar ein schöner blutroter Karneol, aber so schön und so groß wie der Karneol in Vaters Siegelring war er doch nicht.

Kinderspielsachen in gewöhnlichem Sinne des Wortes waren niemals meine Ideale. Wenigstens soweit mir erinnerlich. Nur einmal, als ich etwa sechs Jahre alt war, hatte ich eine vorübergehende Schwäche für einen hölzernen Soldaten auf einem hölzernen Pferde. Dieses Ideal wurde nachträglich schmerzbetont. Und deshalb blieb es mir wahrscheinlich im Gedächtnis. Ich war damals Spielkamerad des jungen Grafen Mamming in Meran, der ein wenig jünger war als ich, und dessen Eltern meine Firmpaten waren. Unter seinen Spielsachen zog der oben erwähnte hölzerne Kavallerist mein Interesse auf sich. Sonst habe ich nie für das Soldatenleben geschwärmt, nicht einmal für das in der ruhmbedeckten k. u. k. österreichisch-ungarischen Armee. Ausgenommen damals, wo ich Hahnenfedern stahl, um meinen ersten Hut à la Kaiserjäger zu schmücken, und ausgenommen auch später noch, wenn es Militärmusik gab. Die gefiel mir von jeher besser als die fade Tanzmusik. Besonders wenn die vortreffliche Kapelle der schieferblauen Tiroler Kaiserjäger einen „Haydnmarsch“ oder einen „Radetzkymarsch“ spielte. Wenn die Klänge des „Gott erhalte Franz den Kaiser, unsern guten Kaiser Franz“ ertönten — dann fiel es mir regelmäßig tief ins Herz hinein. Und von da hinab in die Schienbeine, daß sie zu zittern begannen wie einem jungen Schlachtroß, das die Trompete hört. Und doch behauptet man, wir Jesuiten seien „vaterlandslose Gesellen“.

Doch, ich wollte ja von meinem temporären Ideal, einem hölzernen Soldaten auf hölzernem Pferde, erzählen. Eigentlich war es mein erstes „wissenschaftliches Ideal“. Damals begann nämlich gerade das „Ursachentier“ Lichtensteins in mir zu erwachen: „rerum cognoscere causas“ — das wollte der naturwissenschaftliche Forschergeist des kleinen Erich damals schon beginnen. Und deshalb hätte er gar zu gerne gewußt, wie der hölzerne Soldat auf seinem hölzernen Pferde festsitzen könne, ohne herunterzufallen. Und wie er inwendig aussehe, das hätte ich auch gerne gewußt. Ich akquirierte mir also vorderhand das fragliche Gesamtideal. Hoffentlich auf rechtmäßige Weise. Zu Hause studierte ich es sorgfältig. Aber ich konnte nicht dahinterkommen, wie es eigentlich zugehe mit diesem Zentaur, der mit seinem Pferde verwachsen schien. Ich beschloß deshalb, ihm sanfte Gewalt anzutun. Immer kräftiger und kräftiger ruckte ich an dem Soldaten herum und packte ihn dabei energisch am Kopf. Dieser gab als der Klügere nach und — brach ab. Da konnte ich denn endlich von oben hineinschauen in mein Ideal. Aber ach, es war inwendig — hohl. In diesem unvergeßlichen Augenblick erkannte ich zum ersten Mal die Hohlheit alles Irdischen: das „Vanitas vanitatum“ gellte an mein Ohr. Ich schlich mich also ganz traurig hinaus mit meinem zerbrochenen Soldatenideal, trug es an einen abgelegenen Ort und ließ es tränenden Auges in die Tiefe eines unnennbaren Abgrundes hinabfallen. Dort verschwand es alsbald nach den Prinzipien des freien Falles — auf Nimmerwiedersehen! Das war also meine erste „Erforschung des Kausalgesetzes“. Damals erfuhr ich bereits an mir die Faustische Wahrheit: „Ins Innere der Natur dringt kein geschaffener Geist.“

Es gab übrigens für mich nicht bloß eine jugendliche Sukzession, sondern auch eine ebenso jugendliche Koexistenz von Idealen, die neben-

einander herliefen und sich um den Vorrang in meinem Herzen stritten. Die Edelsteine wurden nämlich in der Reihenfolge meiner Ideale nur teilweise abgelöst von den Briefmarken, die ich schon an der Volksschule eifrig sammelte. Der wohlberechtigte Stolz und die schönste Zierde meiner Briefmarkensammlung waren mehrere der alten, dreieckigen Marken vom Kap der Guten Hoffnung. Meine Mutter hatte sie mir von einigen uralten Briefen ihres Onkels gegeben, der in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hamburgischer Konsul zu Kapstadt gewesen war. Aber bald wurden sie mir von einem „Kollegen“ gestohlen.

Den Briefmarken- und Juwelenidealen gingen vom sechsten oder siebten Jahre an die Schmetterlingsideale zur Seite und überflügelten bald ihre beiden Nebenbuhler. Der gefährlichste und hartnäckigste Rivale erwuchs meinen Schmetterlingsidealen in den Käferidealen. Meine ersten neunjährigen Ideale auf diesem Gebiete waren Hirschkäfer. Denn wie der Falter meinen künstlerischen Farbensinn fesselte, so die Käfer den künstlerischen Formensinn, die ich ja beide ein wenig vom Vater ererbt habe. Und der gute Vater hatte auch gar nichts gegen diese Teilung seiner Erbschaft. Im Gegenteil. Er freute sich darüber, weil dadurch die Aufmerksamkeit seines allmählich heranwachsenden Sohnes von der Schönheit anderer Farben und Formen, die ihm hätten gefährlich werden können, heilsam abgelenkt wurde. Im Sommer fing ich Schmetterlinge und Käfer und sammelte Raupen, um sie aufzuziehen. Bei Partschins gab es besonders viele Raupen des Wolfsmilchschwärmers, die sich im Herbst in der Erde meines Zuchtkastens verpuppten. Diesen stellte ich dann im Winter hinter den großen Kachelofen in Vaters Schlafzimmer in unserer neuen Wohnung. Denn mein kleines Kreuzgangzimmer daneben hatte überhaupt keinen Ofen. Um Weihnachten herum hatte ich die Freude, in dem Kasten fast jeden Morgen einen frischen, schönen Wolfsmilchschwärmer zu entdecken, der während der Nacht ausgekrochen war. Vater freute sich auch immer darüber und gab acht darauf, daß die Tiere möglichst „schmerzlos“ getötet wurden. Die Entwicklung der Puppen wurde durch die erhöhte Temperatur wesentlich beschleunigt. Experimente à la Standfuß und Gräfin von Linden über den Einfluß erhöhter oder erniedrigter Temperaturen auf die Bildung von Wärme- und Kälte-Aberrationen habe ich an meinen Puppen leider nicht angestellt, weil man damals noch nichts davon wußte.

Unter meinen schönsten damaligen Schmetterlingsidealen befand sich auch eine Serie prachtvoller Oleanderschwärmer, die ich selber in Meran aus den Raupen eines Oleanderbusches gezogen hatte. Und unter ihnen war wieder eine auffallende Abart, bei der die grüne Färbung durch ein schönes Rosa ersetzt war. Diese Aberration von *Deilephila nerii* ist überhaupt meines Wissens noch in keiner entomologischen Zeitschrift beschrieben. Jetzt wird sie aber in dem Naturalienkabinett des Meraner Benediktinergymnasiums, dem ich meine ganze Schmetterlingssammlung beim Eintritt in den Jesuitenorden vermachte, wohl längst schon die Beute der Motten- und Kabinettkäfer-Larven geworden sein.

Neben den Käfer- und Schmetterlingsidealen hatte ich auch Pflanzenideale. Zuerst lebende, rein ästhetische: Pelargonien, „Brennende Liebe“

und einen kleinblättrigen Kaktus, der auch im Winter rosafarbige Blüten trug. Die hatte ich in Blumentöpfen in meinem Kreuzgangzimmer und pflegte sie sorglich. Und im Sommer in Partschins erhielt ich von der guten Gärtnerin Therese ein eigenes, nur mir gehörendes Blumenbeet, auf dem ich ausschließlich Stiefmütterchen zog. Diese gefielen mir besonders gut wegen ihrer kuriosen, psychologisch wechsellvollen Physiognomien. Am liebsten hatte ich Gesichter mit rosafarbenen oder mit ziegelroten Wangen. Die ganz samtschwarzen gefielen mir zwar auch wegen ihrer unverkennbaren Noblesse. Aber sie sahen mich nicht teilnahmsvoll genug an. Nebenbei hatte ich auch hohe wissenschaftliche Pflanzenideale. Und zwar getrocknete Blumenideale. Namentlich in Hall wurde ich ein fleißiger Botaniker und besaß ein schönes Herbarium, wußte auch fast alle die botanischen Namen meiner lebenden oder getrockneten Pflanzenideale, die ich seitdem längst fast alle wieder vergessen habe. Denn die Zoologie mit ihrer reichen Nomenklatur beanspruchte später meine Gehirnfächer in tyrannischer Weise.

In den vorletzten Ferien, die ich vor meiner Weltflucht in Partschins zubrachte, wurden sogar Kröten, Eidechsen und Schlangen, in Spiritus gesetzt, zu einem Nebenideal der Schmetterlinge und der Käfer. Höher als bis zu den Reptilien erhoben sich meine Ideale in die Wirbeltier-Reiche allerdings noch nicht. Unter den damaligen Reptilienidealen befanden sich auch einige lebende, nicht bloß tote. Nämlich mehrere große, grüne Eidechsen, die ich in Partschins 1873 in einem kleinen Terrarium hielt. Es sind wunderschöne, drei Dezimeter lange Eidechsen, die Männchen gelblichgrün, die Weibchen blaugrün. Im Volksmund haben sie zwar den abscheulichen Namen „Gruenzen“ und sollen giftig sein. Sind aber weder abscheulich noch giftig und grunzen auch nicht. Als ich dann im Sommer 1873 mehrere Wochen in Terago bei Trient weilte, war sogar eine lebende Schlange mein provisorisches Ideal. Eine der am und im bildschönen Terlager See häufigen gefleckten Würfelnattern, nur etwa ein Meter lang. Ich hatte das junge Tier, als es am Seeufer krebste, gefangen, durch Verabreichung von Milch gezähmt und trug es auf meinen Spaziergängen im linken Rockärmel, wo es um meinen Arm aufgerollt sich ganz ruhig verhielt. Wollte ich jemand erschrecken, so machte ich einen plötzlichen Ruck mit dem Arm, worauf die Schlange züngelnd ihren Kopf aus dem Ärmel streckte. Dies Schlangenideal verließ mich jedoch eines schönen Tages ganz treulos, als ich auf einem heißen Spaziergang den Rock auszog und aus Zerstreutheit nicht an den Inhalt des linken Ärmels dachte. Nach Meran zurückgekehrt, erzählte ich überall diese Dressurgeschichte als Heldentat. Da sagte mein Vater warnend: „Junge, nähre nur niemals eine Schlange an deinem Busen!“ Mutter aber blickte ihn fast vorwurfsvoll an und sagte: „Aber Fritz, was soll denn das wieder heißen!“ Es war ihr nämlich nicht lieb, daß Vater durch solche Anspielungen mich auf Sachen aufmerksam machte, die ich — nach ihrer Ansicht — noch nicht kannte oder kennen sollte. Ich aber erwiderte dem guten Vater ziemlich gereizt: „Ach was, ich habe sie ja gar nicht am Busen genährt, sondern nur im Ärmel!“ Ich wollte die Anspielung nicht verstehen, weil sie mir wie eine

schulmeisterliche Warnung dünkte, deren ich nicht zu bedürfen vermeinte. So hatte das harmlose Schlangenideal dazu beigetragen, meine Mißstimmung gegen den guten Vater zu nähren. Dadurch wurde mein ohnehin schon nicht mehr ideales Verhältnis zu ihm noch weniger ideal. Das bedeutete aber leider eine regressive Entwicklung meiner höheren Ideale.

Auch in meinem späteren Ordensleben gab es eine Sukzession der Ideale, allerdings nur der „Nebenideale“. Im Noviziat hatte mein kluger, psychologisch tiefblickender Novizenmeister, der gute P. Moritz Meschler, mir wohlweislich verboten, an Mistkäfer und andere zoologische Ideale auch nur zu denken. Denn sonst hätte ich bei meiner keineswegs mystischen Naturanlage ein Spatzennoviziat statt eines Jesuitennoviziates gemacht. Aber während der humanistischen Studien in Wynandsrade schwärmte ich mit obrigkeitlicher Erlaubnis schon wieder für Käfer und setzte dieses ideale Streben auch in den philosophischen Studien zu Blijenbeck fort. Nebenbei jedoch wurden in Wynandsrade auch die Kröten idealisiert, deren „schöne Augen“ mir es angetan hatten. Ich hielt einen eigenen wissenschaftlichen Vortrag, „Akademie“ genannt, in Form eines Trilogs über die Schönheit der Kröte — wobei es natürlich ohne boshafte Anspielungen auf die Kugelform als die ideal vollendete Körperform auch für die anwesende Menschheit nicht abging. Unser guter P. Helten, der Studienpräfekt und Professor der Ästhetik war, schnupfte während dieser Theaterszene seine ganze Schnupftabakdose leer. Aus lauter Verzweiflung über diesen echten Wasmann-Streich.

Während der dreijährigen philosophischen Studien wurden die kleinen Rüsselkäfer, der geniale schwarze Trichterwickler und seine metallfarbigen künstlerischen Kollegen, die ihre Eier in zusammengerollte Blätter oder in angestochene Triebe legen, allmählich meine „wissenschaftlichen Spezialideale“. Der kleine Trichterwickler wurde 1882—84 nach dem Schlusse der philosophischen Studien für die Mit- und Nachwelt in einem Buche verewigt, das noch keine zweite Auflage erlebt hat. Nebenbei war mein ideales Streben auch darauf gerichtet, die Lebensgeschichte des dreihörnigen Schafmistkäfers zu entschleiern, der auf der holländischen Heide den Schafbohnen sich widmet, um sich und seine Brut durch sie zu nähren. Das war also eine Art Mistkäferideal. Aber ideal aufgefaßt. Denn ich untersuchte mit dem Zeisingischen Proportionalzirkel sogar die hochästhetischen Erscheinungsformen des goldenen Schnittes an den Nackenhörnern dieses Mistkäfers. Vom Jahre 1884 an wurden die Ameisen und ihre Gäste sowie die Termiten und ihre Gäste meine bisher unerschöpflichen „wissenschaftlichen Spezialideale“. Und bei diesen Idealen bin ich denn auch bis heute geblieben. Namentlich aber bei meiner unvergeßlichen Jugendbekanntschaft von der holländischen Heide, bei dem edlen Käferpaare Ateomes und Lomechusa. Selbst so hochinteressante Bekanntschaften wie Mimeciton und Mimanomma vermochten es nicht aus meinem Herzen zu verdrängen. Obwohl sie sehr weit hergereist waren, aus den Tropen der Neuen wie der Alten Welt, um mich zu fesseln: Mimeciton aus den Horden der Wanderameisen Brasiliens und Mimanomma aus den noch wilderen Horden der Treiberameisen von Kamerun.

Jetzt ist es aber hohe Zeit, daß wir von diesem chronologischen Abstecher wieder zum Ausgangspunkt zurückkehren.

Der Moschusbock ist ein Bockkäfer. Und zwar ein idealschöner Bockkäfer. Deshalb zählte er von Erichs neuntem oder zehntem Lebensjahre an zu dessen Käferidealen. „Unter dem Berg“, an dem Wege, der zum Vintschgauer Tor hinaus am westlichen Fuße des „Küchelbergs“ entlang führt, habe ich an den alten Kirchen oft neben andern Idealkäfern, wie schwarzen Goldkäfern, langhornigen Riesenböcken, blutfarbigen Purpurböcken usw. auch einige Moschusböcke gefangen. Sie sind schön metallisch grün und haben ihren Namen von ihrem starken Moschusdufte. Zu Hause hatte ich sie auch dem Vater gezeigt und ihn auf den Geruch aufmerksam gemacht. Wenn wir dann auf unserem Spaziergang am Abend an einer ganz impertinent nach Moschus, Patschuli oder etwas Ähnlichem duftenden Dame vorbeikamen, sagte Papa zu mir: „Erich, das war wieder so ein Moschusbock. Der hat aber wahrscheinlich etwas anderes unter diesem Geruche zu verbergen!“ Wofür Papa sofort wieder einen sanft warnenden Rippenwink von Mama erhielt, während ich über den Witz, den ich nicht tiefer verstand, herzlich lachte.

Solche Moralpredigten wie diese hätte ich mir auch weiterhin von meinem lieben Vater gerne gefallen lassen. Aber andere, die ernster waren und auch klarer gehalten waren, fielen mir schon als Schüler der ersten und zweiten Gymnasialklasse manchmal lästig. Weil ich eben in meinem jugendlichen Eigendünkel meinte, ich hätte sie gar nicht nötig. Ich sei schon selber als „Student“ so klug, alles zu wissen. Und das verstimmte mich, erst insgeheim, dann offen, gegen den guten Vater und gegen dessen wohlgemeinte Ratschläge, so daß ich sie fast nur noch dazu benutzte, um ihm zu widersprechen. Dieser heillose Widerspruchsgeist wuchs nach und nach so mächtig heran, daß er eine geistige Kluft schuf zwischen dem guten, bescheidenen Vater und seinem trotzigen, eingebildeten Sohn. Die Mutter sah dabei traurig zu, suchte die Gegensätze zu mildern, so gut sie konnte, richtete aber bei mir nicht viel aus. Denn ich meinte ja, jetzt auch schon gescheiter zu sein als unsere kluge Mutter. Das endete für mich traurig. Wie es nicht anders enden konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Umschau

Staatsaufbau und Religion nach den Gedanken des Freiherrn vom Stein

Unter den deutschen Staatsmännern, deren Urteil über die notwendigsten Quellen der sittlichen und politischen Erneuerung eines Staatswesens als maßgebend angesehen werden kann, darf sicher der Freiherr vom Stein in die vorderste Reihe gestellt werden. Seine Zeit hat wesentliche Ähnlichkeit mit der

unsern. Ein ruhmreiches Zeitalter deutscher Geschichte war mit dem Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation versunken. Das deutsche Volk, in der Glut napoleonischer Bedrückung geprüft und durch die Befreiungskriege mit Hoffnung erfüllt, lebte in banger Erwartung eines neuen Reiches freiheitlicher Ordnung. Doch eine „Heilige Allianz“ von Großmächten, in gewisser Hinsicht dem heutigen Völkerbund zu vergleichen, wurde nicht so sehr ein Hort der Frei-